

Einleitung

Barbara Rendtorff & Antje Langer

Wie lässt sich über Weiblichkeit sprechen, wenn zugleich bezweifelt wird, ob es sie überhaupt gibt? Wenn die konstruktivistische Perspektive auf Geschlecht dieses als kontingente Zuschreibung definiert? Wenn in jedem Sprechen die Gefahr besteht, ungewollt vereindeutigende Zuschreibungen vorzunehmen und sie damit zu reifizieren?

Der Impuls für einen Band zu „Weiblichkeit“ rührte vor allem aus der Feststellung, dass derzeit sehr viel über Männlichkeit und Väterlichkeit geforscht wird – aber wenn wir die Diagnose ernst nehmen, dass ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ nur als relationale Begriffe zu verstehen sind, dann fehlt ein Pendant, mit dem und anhand dessen theoriegeleitete Überlegungen zu Geschlecht und Geschlechtervorstellungen entwickelt werden könnten. Dazu kommt, dass wir es für eine feministische Theorieentwicklung wie auch für die Erziehungswissenschaft als äußerst relevant einschätzen, aktuelle Diskurse über Weiblichkeit und Männlichkeit zu kennen, um sich mit ihnen auseinanderzusetzen zu können.

Im *Call for papers* für diesen Band hatten wir vorausgeschickt, dass wir selbstverständlich nicht von der Annahme ausgehen, dass es nur eine Form von Weiblichkeit gäbe oder eine (gar hegemoniale) Weise, individuelle Weiblichkeitsentwürfe zu gestalten oder individuelles, subjektiv empfundenes Frau-Sein gesellschaftlich zu leben. Doch die Wahl eines Plurals („Weiblichkeiten“) würde verdecken, dass jede Vorstellung von ‚Weiblichkeit‘, gerade weil es sich um eine relationale und immer schon soziale Zuschreibung handelt, sich nur aus dem Kontext zweigeschlechtlicher Gesellschafts- und Geschlechterordnungen verstehen lässt – ganz unabhängig davon, wie diese Zuschreibung individuell empfunden, gelebt oder bekämpft wird. Angesichts der Tatsache, dass es seit Jahrzehnten so gut wie keine theoretische Auseinandersetzung mit Weiblichkeitskonzepten und ihren Folgen für gelebtes Leben gibt, ging es uns deshalb weniger um ‚Frauen‘ oder die Beschreibung von Phänomenen, sondern um Ansätze zum theoretischen Verständnis von Weiblichkeit und dessen Differenzierung. Der Band greift verschiedene Aspekte auf, um dieses Ansinnen weiter zu debattieren: Diskurse über Weiblichkeit und Auseinandersetzungen mit analytischen Fassungen einer ‚hegemonialen Weiblichkeit‘, Brückenschläge zu leibtheoretischen Überlegungen,

Beiträge im Spannungsfeld von Weiblichkeit und Mütterlichkeit sowie zur Rolle entsprechender Zuschreibungen in pädagogischen oder beraterischen Settings.

Es ließen sich selbstverständlich viele weitere Facetten ausleuchten und diskutieren, so gibt es beispielsweise leider keinen Beitrag, der z.B. aus einer heteronormativitätskritischen oder queeren Position das Konzept von Weiblichkeit selbst grundsätzlich und radikal infrage stellt. Der Band kann jedoch, so hoffen wir, dazu beitragen, eine Thematisierung aus unterschiedlichen Perspektiven weiter anzustoßen.

Analytisch betrachtet verstehen wir ‚Weiblichkeit‘ als ein Konzept, das vor dem Hintergrund der Konsolidierungsdiskurse der Bürgerlichen Gesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert in enger und unauflöslicher Verbindung zu sozialer Verantwortung und Mütterlichkeit ausgestaltet wurde, zugleich mit einem klar umrissenen und begrenzten Tätigkeitsfeld und einer ebenfalls klar definierten sozialen Position. Es etablierten sich relativ starre Deutungsmuster, mit deren Hilfe Weiblichkeitsvorstellungen konfiguriert und tradiert wurden. Trotz größter Unterschiede in den Lebensverhältnissen zwischen den verschiedenen Ständen bzw. Klassen war die Verbindung zu Mütterlichkeit und allen Bereichen *sozialer Fürsorge* für alle Konzepte von Weiblichkeit maßgebend. Die historisch den Vätern zugeordnete *soziale Verantwortung* konzentrierte sich dagegen auf die Existenzsicherung der Familie und die den Männern zugeordnete Verantwortung für die Sicherheit von Gemeinschaft und Staatswesen.

Auf der Ebene der gesellschaftlichen (Geschlechter-)Ordnung wurden diese getrennten Verantwortungsbereiche unter dem Stichwort der ‚Sphärentrennung‘, der ‚separate spheres‘ verhandelt und entsprechende Charaktertypologien plausibilisiert, die von den zeitgenössischen Philosophen entwickelt und diskutiert wurden. Hier erscheint die „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976) als gegebene „Zerspaltung der Natur“ (Schleiermacher) – mit einer Kontrastierung von (männlicher) Aktivität und (weiblicher) Rezeptivität (etwa bei Humboldt – vgl. Heinz 2012) und in Verbindung mit der Entgegensetzung von Staat und Familie, von Privatheit und Öffentlichkeit. Während Staat und Öffentlichkeit als Sphäre des „menschlichen Gesetzes“ durch das Männliche repräsentiert werden, wird die Familie als Bereich des „göttlichen Gesetzes“ und der Natur konzipiert (so etwa bei Hegel – vgl. Bockenheimer 2012), repräsentiert durch eine als naturnäher entworfene Weiblichkeit, der eine ‚bewahrende Gegenkraft‘ zur entfremdenden gesellschaftlichen Sphäre zugeschrieben wurde. Um diese ‚Gegenkraft‘ als ihre ‚menschliche Eigenart‘ gegen die Gesellschaft behaupten zu können, erschien es folglich nur logisch, Frauen von Öffentlichkeit und öffentlichen Belangen fernzuhalten. Die Aufteilung der Sphären schien so im Interesse aller Beteiligten zu liegen, erzwang aber gleichwohl die Separierung der Frauen und ihren Ausschluss aus dem öffentlichen Raum.

Die Kontrastierung von öffentlicher und privater Verantwortung führte in den im 19. Jahrhundert entstehenden pädagogischen Theorien zu einer Entgegensetzung von Bildung und Erziehung, einem weiblich konnotierten Raum der (überwiegend häuslichen) Erziehung der kleinen Kinder und der heranwachsenden Mädchen gegenüber einem Raum der Bildung für die älteren Knaben – mithin zu einer Territorialisierung des gesellschaftlichen wie auch des pädagogischen Feldes. Diese Entgegensetzung prägt die erziehungswissenschaftlichen Konzepte und zeigt sich noch heute in der größeren Präsenz von Frauen bei den jüngeren Kindern und dem Anteil männlicher Lehrer mit steigenden Schulstufen und steigendem Alter der SchülerInnen.

Die den Frauen als weiblichen Wesen zugerechnete mütterlich-soziale Fürsorge schließt die erwartbare Bereitschaft ein, Wohlergehen und Interessen anderer über die eigenen zu stellen – dies erscheint dann als deren quasi-natürlicher ‚Wunsch‘ nach Zuwendung und Selbstaufgabe. Vor diesem Hintergrund konturierte sich die gegen Ende des 19. Jahrhunderts beginnende Erwerbsorientierung bürgerlicher Frauen. Zwar war die Eigenständigkeit verheirateter Frauen deutlich eingeschränkt und stand die Erwerbsarbeit zur leiblichen Mutterschaft in Widerspruch – etwa abzulesen am Lehrerinnen-Zölibat –, doch bildete die Erwerbsmöglichkeit für bürgerliche Frauen immerhin die Grundlage für Entwürfe einer eigenständigen bürgerlichen Existenz. Die Möglichkeit, sich als bürgerliche Frau selbständig im Erwerbsleben zu positionieren, war also von den zentralen Aspekten des Grundmodells der Geschlechterordnung strukturiert – die Entgegensetzung von ‚machtvollen‘ männlichen und abgewerteten weiblichen Berufsbereichen hat bis heute überdauert (Wagels 2013).

Da die Trennung der Verantwortungsbereiche in den letzten Jahrzehnten vor allem unter dem Aspekt der Benachteiligung von Frauen und der Einschränkung ihrer ökonomischen und sozialen Selbständigkeit diskutiert wurde, ist ein wesentlicher Aspekt der Problematik bislang weitgehend ausgeblendet geblieben – und der verbirgt sich eben hinter jener (re)naturalisierenden Verquickung von Weiblichkeit und Mütterlichkeit. Jede Gesellschaft steht vor der Herausforderung, die Anforderungen des menschlichen Daseins, die aus Hinfälligkeiten, Verletzlichkeit und Angewiesensein erwachsen, zu bewältigen. Die Trennung und Grenzziehung zwischen ‚Privatheit‘ und ‚Öffentlichkeit‘, die aufs engste mit den Konzepten von Freiheit und Autonomie verknüpft ist (Rössler 2001), und deren Zuweisung an Frauen bzw. Männer diente und dient dieser Bewältigung und gab/gibt ihr eine gesellschaftliche Form. Der Bereich des ‚Öffentlichen‘ und der Erwerbsarbeit bedarf folglich der Zuarbeit aus dem Bereich des ‚Privaten‘ und der Hausarbeit, die notwendigerweise einer anderen Logik folgt als der öffentliche Bereich – und umgekehrt: Erst beide Bereiche gemeinsam machen das gesellschaftliche Ganze aus. Dieser Zusammenhang ist heute als gesellschaftlich zu bewältigender

weitgehend aus dem Blick geraten und wird lediglich als Vereinbarkeitsproblematik – eben in der Regel von Frauen bzw. Müttern – thematisiert.

Das in diese Grenzziehung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, zwischen Erwerbs- und Hausarbeit historisch eingelassene asymmetrische Geschlechterverhältnis verbindet sich zudem mit anderen ungleichheitserzeugenden Zuordnungen wie denen nach Ethnizität und sozialer Klasse/Schicht. Auch die hier entstehenden Asymmetrien sind mit dem Gleichheitspostulat der Moderne nicht ohne weiteres vereinbar und daher legitimationsbedürftig. Die Anerkennung der Kontingenz des Lebens und damit auch der Abhängigkeit von Sorge und Sorgeleistungen im gesellschaftlichen Miteinander konfliktiert jedoch mit dem auf der Idee des mündigen Individuums und des urteilsfähigen Subjekts beruhenden modernen Selbstverständnis und droht dessen Konstruktionsvoraussetzung bloßzulegen. Welche Konsequenzen diese komplexe Problematik für die Emanzipationsbestrebungen von Frauen hatte und hat, ist noch weitgehend unklar. Die Bindung an Verhaltensqualitäten, die als direkte Folge von Weiblichkeit (und Mütterlichkeit) selbst kommuniziert wurden, verdeckt die Frage, vor welche Herausforderungen ein Lossagen der Frauen von konventionellen Weiblichkeitszuschreibungen die Organisation des sozialen Ganzen stellen wird, für die diese Aufgabenzuweisung ja eine zentrale Funktion zu erfüllen hat(te): Eine Aufkündigung dieser Selbstzuschreibungen durch die Frauen würde den Bereich sozialer Sorge gewissermaßen ‚verweisen‘ lassen und eine gesamtgesellschaftliche Neudefinition sozialer Verantwortung und ‚Geschlechtergerechtigkeit‘ erzwingen. Nicht zuletzt deshalb ziehen neue, zeitgemäße Konzepte von Weiblichkeit so große Aufmerksamkeit und auch so starke Gegenreaktionen auf sich.

Anhand dieser Skizze wird deutlich, warum es so außerordentlich schwierig ist, einen theoriegeleiteten analytischen Blick auf Weiblichkeit zu entwickeln. Die geschlechterbezogenen Narrative zu Gesellschaft, Familie und natürlicher Bestimmung sind so dicht, schließen so stimmig aneinander an und die Separierung der Frauen voneinander durch die Begrenzung auf den häuslichen Rahmen ist so groß, dass sie eine „Reflexionsvermeidung“ (Pettenkofer 2017: 137) ausbilden, die es ihnen immer erschwerte, die eigene Lage zu reflektieren. Und gesamtgesellschaftlich betrachtet ist diese Reflexionsvermeidung deshalb so hochwirksam, weil sie die Grundstrukturen von Gesellschaft, Wissen und Theoriebeständen durchzieht – wo sollte angefangen werden, um Bausteine der Konstruktion von Weiblichkeit bloßzulegen?

Es stellt sich daher die Frage, inwieweit die zweifellos stattfindenden aktuellen Transformationen von Geschlechterkonzepten auch diese zentrale Grundfigur bürgerlicher Weiblichkeit, die in ihrem Wirken über die bürgerlichen Schichten hinausgeht, ihre Verbindung mit Mütterlichkeit und sozialer Sorge, beeinflussen – oder ob diese gewissermaßen unbemerkt überdauern. Dafür würde beispielsweise sprechen, dass sozialpsychologische Forschungen zeigen können, dass geschlechterbezogene Gegensatzbildungen, die aus

der Logik der ‚separate spheres‘ heraus entstanden sind, nach wie vor als zentrale Grundfigur die Entgegensetzungen von ‚agency‘ und ‚communion‘ sowie von ‚competence‘ und ‚warmth‘ aufweisen – Wärme und Bezogenheit bilden den Kern von Weiblichkeitszuschreibungen, Handlungsmächtigkeit und Fähigkeit den Kern männlicher Stereotype. Aktuell zeichnen sich hier nur graduelle Verschiebungen ab, indem ‚agency‘ zunehmend auch zu Weiblichkeitsentwürfen gehört, ‚communion‘ jedoch nicht in das männliche Selbstkonzept eingeht, sondern eine exklusive Zuschreibung an Weiblichkeit bleibt (Ebert/Steffens 2013). Etablierte geschlechterbezogene Deutungsmuster, Selbstverständigungs- und Konfliktnarrative (Koschorke 2012) werden so erneut zu Plausibilisierungs- und Stabilisierungsinstrumenten sozialer Ordnungsmuster. Christine Ott kommt sogar zu dem Schluss, dass die ‚rhetorisch akzeptierte‘ Bemühung um einen differenzierten Umgang mit Geschlechterzuweisungen Konjunkturen unterliege und bereits wieder auf dem Rückzug sei (Ott 2016), und Ehnis (2008) sieht eine Re-Stabilisierung traditioneller Formen, die er, in Anlehnung an Connell, als ‚Hegemoniale Mütterlichkeit‘ diskutiert.

Gleichwohl haben in der Mitte des 20. Jahrhunderts mehrere historische Einschnitte die Position von Frauen grundlegend verändert: Die Erfindung der Pille führte zur Möglichkeit einer Trennung von Sexualität und Empfängnis; die Bildungsreform führte zu einem steigenden Bildungsgrad und einer wachsenden Erwerbsorientierung von Frauen; die Frauenbewegung führte zu einer wachsenden Betonung ökonomischer und individueller Selbstständigkeit von Frauen und einem dementsprechend veränderten Erziehungsverhalten. Dadurch sind die historisch ausgebildeten Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzeptionen auf verschiedenen Ebenen in Frage gestellt worden. Es kam zu Neubestimmungen und teilweise Verschiebungen von gewohnten Geschlechterarrangements sowie von normativen geschlechtsbezogenen Erwartungen und Zuschreibungen. Die in den letzten zwanzig Jahren von Gay-, Lesbian- und Queer-Studies ausformulierten Kritiken an heteronormativen Strukturen, Denk- und Wahrnehmungsgewohnheiten haben dann Routinen und Strukturen von Geschlechterzuweisungen noch einmal ganz grundlegend infrage gestellt – viele theoretische und empirische Ansätze arbeiten derzeit diese Kritiken weiter aus, und viele sich verändernde Lebensformen und subjektive Selbstbilder werden hiervon beeinflusst.

Dass sich Geschlechterbilder und Geschlechterverhältnisse aktuell in einem dynamischen Wandel befinden, ist also evident. Wie diese Veränderungsprozesse einzuschätzen sind, wird in der aktuellen Literatur allerdings kontrovers diskutiert – vor allem mit Blick auf die Frage, ob wir es hier mit Anzeichen für einen grundlegenden historischen Bruch mit überkommenen, in der Sozialstruktur, den kulturellen Deutungsmustern und den individuellen Habitusformationen verankerten Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzeptionen zu tun haben, oder ob es sich eher um „Rhetorische Modernisierungen“

(Wetterer 2003) handelt, oder ob sich sogar (Re)Traditionalisierungstendenzen abzeichnen, dass also androzentrische Strukturen unter der Oberfläche scheinbarer Modernisierung als „Re-Souveränisierung von Männlichkeit“ (Forster 2006) wirken.

Die in diesem Band versammelten Beiträge erhellen je unterschiedlich einzelne Aspekte dieser komplexen Zusammenhänge und tragen dazu bei, die diffus erscheinende Leerstelle im Wissen über aktuelle Weiblichkeitskonstruktionen sowohl mit feldspezifischen empiriebezogenen Analysen zu füllen als auch zu veranschaulichen, warum es aus einer Perspektive der Geschlechterforschung, die sich ihrerseits kritisch mit ihrer eigenen Wissensproduktion und den damit einhergehenden eigenen Entwürfen und Ausschlüssen auseinandersetzt, so schwierig scheint, ‚Weiblichkeit‘ als relevanten Forschungsgegenstand zu fassen.

Wir wünschen allen eine anregende Lektüre!

Die Herausgeberinnen

Literatur

- Bockenheimer, Eva (2012): Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Von der natürlichen Bestimmtheit der Geschlechter zu ihrer intellektuellen und sittlichen Bedeutung in der bürgerlichen Ehe und Familie. In: Geschlechterordnung und Staat. Legitimationsfiguren der politischen Philosophie (1600-1850). Berlin: Akademie-Verlag, S. 305-339.
- Ebert, Irina D./Steffens, Melanie C. (2013): Positionspapier zum Forschungsprogramm ›Explizite und implizite geschlechterbezogene Kognitionen heute‹. In: Gender 5, 3, S. 26-40.
- Ehnis, Patrick (2008): Hegemoniale Mütterlichkeit. Vom selbstverständlichen Einverständnis in die geschlechtstypische Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes. In: Marburger Gender-Kolleg (Hrsg.): Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 56-70.
- Forster, Edgar (2006): Männliche Resouveränisierungen. In: Feministische Studien 24, 2, S. 193-207.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas – Neue Forschungen. Stuttgart: Klett, S. 367-392.
- Heinz, Marion (2012): Wilhelm von Humboldt: Die Idealisierung des Weiblichen und die Feminisierung der Sozialordnung. In: Geschlechterordnung und Staat. Legitimationsfiguren der politischen Philosophie (1600-1850). Berlin: Akademie-Verlag, S. 271-291.

- Koschorke, Albrecht (2012): *Wahrheit und Erfindung*. Frankfurt a.M.: S.Fischer.
- Ott, Christine (2016): *Geschlechterstereotypen auf der Spur. Ein Plädoyer für mehr Linguistik in der Bildungsforschung*. In: Groppe, Carola et al. (Hrsg.): *Bildung und Differenz. Historische Analysen zu einem aktuellen Problem*. Wiesbaden: Springer VS, S. 161-184.
- Pettenkofer, Andreas (2017): *Fatalismus. Über eine vernachlässigte Stütze sozialer Ordnung*. In: *Berliner Journal für Soziologie* 27, 1, S. 123-150.
- Rössler, Beate (2001): *Der Wert des Privaten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wagels, Karen (2013): *Geschlecht als Artefakt. Regulierungsweisen in Erwerbskontexten*. Bielefeld: transcript.
- Wetterer, Angelika (2008): *Geschlechterwissen und soziale Praxis: Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens*. In: Dies. (Hrsg.): *Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge*. Königstein/Ts.: Ulrike Helmer, S. 39-63.